

Morgenlied.

Von Hoffmann von Fallersleben.

Es taget in dem Osten, Es taget liberal, Erwaucht ist schon die Lerche, Erwaucht die Nachtigall.

Wie sich die Vögel rufen Am jungen Sonnenstrahl, Soll wird das Walder Wipfel Und licht das graue Tal.

Die Blumen richten wieder Empor ihr Angeicht, Mit Kränen auf den Wangen Schauen sie ins Sonnenlicht.

Und könnt' ein herbes Reiden Sie trüben deinen Mut: Schau hüben auf den Himmel, Wie's heut' die Blume tut, Und Frieden schreie wieder Zu dir und Freud' und Lust, Und wie's auf Erden taget, So tagt's in deiner Brust.

Geangelt.

Stiche von A. Baumgart.

Es war um die heißeste Mittagsstunde. Hans Graby sah die kurze Wiese im Munde, auf einem trocknen Stein am Ufer des Forellenbaches.

„Was wählst du eine besonders verlockende blaue Fliege als Köder und was im Begriff, die lange Schnur auszuwickeln, als ein lauter Aufruf ihm erschredete.“

„Was wollen Sie hier?“ fragte ein älterer, grimmig aussehender Mann in Jagdkleidung, der wie aus der Erde gewachsen vor ihm stand.

„Na, das sehen Sie doch“, antwortete Hans ärgerlich, „Forellen will ich fangen!“

„So? Sie haben wohl Lust, zehn Mark Strafe zu zahlen? Hier ist das Angeln verboten. Dieser Bach gehört dem Baron Hellhof.“

„Weiß ich“, erwiderte Hans, indem er seine Brieftasche hervorholte, in der er eine Welle suchte. „Hier ist die Karte des Barons — lesen Sie die Rückseite.“

Auf der Visitenkarte stand mit Tintenstift geschrieben: „Erteile hierdurch Herrn Hans Graby die Erlaubnis, auf meinem Grund und Boden jede Art von Jagd auszuüben.“

Der Aufseher las die Zeilen, brummte etwas unverständliches und gab sie dem Besizer zurück.

„Wenn Sie“, murmelte der alte Mann im Weitergehen, „auf meinen Rat hören wollen, dann bleiben Sie wenigstens hier an diesem Teil des Baches; weiter hinaus fließt das Wasser durch den herrschaftlichen Park und dort pflegt Baroness Irene zu angeln.“

„Na, und was weiter?“ fragte Hans lustig. „Sie wird mich doch nicht gleich totschlagen?“

„Kann man nicht wissen. Sie ist ja nicht ganz so wütig wie unser Baron, aber ihre Launen hat sie auch, außerdem geht sie bei ihren Angelausflügen nicht angezogen, wie andere junge Damen.“

Beifällig blickte Hans dem Alten nach. Er erinnerte sich sehr wohl des alten Barons, den er vor zwei Jahren auf einer Wandertour durch die österrödischen Alpen getroffen hatte.

Damals mußten sie beide in einer Hütte übernachten und kamen auf ihr Lieblingsstadium, die Jagd, zu sprechen. Im Laufe der Unterhaltung hatte der originale und ziemlich formlose alte Herr allerlei Bilder aus seiner Brieftasche geholt und sie seinem jungen Reiseführer gezeigt.

Sein einziges Mädel figurirte darin in verschiedenen sportmäßigen Situationen, meist in einer Art Turnanzug. Lachend hatte der Baron gesagt, seine Irene sei ein halber Junge und er bedauere sehr, daß sie nicht ein ganzer sei.

Die Unterhaltung hatte mit der großmütigen Jagderlaubnis geendet, von der Hans heute zum erstenmal Gebrauch machte, nachdem der Zufall ihn in diese Gegend verschlagen hatte.

Jetzt, während er die Angel auswarf und eine ganze Weile darauf niederharrte, bekam er plötzlich Lust, dem Rat des Jagdauffsehers entgegen, sich den Bach weiter hinaus zu begeben und einmal zu versuchen, ob nicht gerade dort oben die Forellen besser anbelken würden als hier.

In der That hatte er bereits eine Stunde ganz umsonst auf das Wasser gefarrt. War er unaufmerksam — oder war ihm heute das Glück nicht hold — jedenfalls biß keiner von den flinken Gesellen an.

Endlich sprang Hans auf, rief die Schnur aus dem Wasser, warf die Angelrute über die Schulter und wanderte stromaufwärts.

Nach einer Viertelstunde stand er vor einem Ocker, welches quer den Lauf des Baches überspannte, aber nicht verschlossen, sondern nur angeleitet war.

Dahinter war eine kleine Brücke. Hier mußte man guten Fang machen. Hans zog einen neuen Köder hervor, setzte sich mit dem Rücken zum Ocker an der Bückung nieder und warf die Angel aus.

In demselben Augenblick rief eine jorntige Mädchenstimme:

„Was soll denn das heißen? Wer untersteht sich dort zu angeln?“ Hans rührte sich nicht. Er sah, daß in diesem Augenblick sein Köder untertauchte und längere Zeit unter Wasser blieb.

„Prachiboll“, dachte er. „Hier habe ich wirklich eine gute Fangstelle erwischt!“

„Heda!“ rief die helle Mädchenstimme von neuem. „Sie haben kein Recht, hier zu angeln!“

„Ruhig!“ stieß Hans in seinem Jagdeifer hervor. „Stören Sie mich jetzt nicht! Eben beißt eine an!“

Hinter seinem Rücken hörte er eilige Schritte herannahen, gleich darauf erklang ein pfeifender Ton in der Luft und eine große Angelschnur schwirte über ihn hin.

In der nächsten Sekunde durchzuckte Hans ein heftiger Schmerz: der Angelhaken der zornigen Dame hatte sich in seiner Kopfhaut festgesetzt.

„Himmelskraut“, murmelte Hans, ohne jedoch seinen Angestod loszulassen. Es tat verheerend weh, aber wenn man ihn in diesem Augenblick auch stolpiert hätte, er würde schwerlich seine Angelrute loslassen haben.

Mit einem unartikulierten Ruf schmeißte Hans die Beute aus dem Wasser — es war ein mächtiger Keel von mindestens zwei Pfund, den er da erwischt hatte!

Die junge Dame, die immer noch unsichtbar war, hatte nicht die Absicht gehabt, die Kopfhaut des fremden Eindringlings zu tödnen. Als sie bemerkte, welches Unglück geschehen war, stieß sie einen hellen Schreckensschrei aus. Hans bewahrte auch jetzt noch seinen Heldenmut.

„Rühren Sie sich nicht“, rief er der Unsichtbaren zu. „Wenn man einen solchen Haken herausziehen will, muß man sehr vorsichtig sein. Hier, machen Sie lieber meinen Fisch los und tun Sie ihn in mein Netz — es hängt neben mir im Wasser.“

„Geben Sie her“, rief das junge Mädchen ängstlich. „Aber, bitte, sehen Sie sich nicht um, ich bin in einem unmöglichen Kostüm.“

Eine kleine Hand griff an seinem Gesicht vorbei nach der Schnur und zog die zappelnde Beute hinter ihn. Aus der Wunde an Hans' Körper siderte jetzt Blut; die Sache sah viel gefährlicher aus, als sie war.

„Ich habe nämlich das Recht, hier zu fischen“, rief Hans mit immer noch gutem Humor der Baroness zu, die er mit Recht in der hinter ihm stehenden jungen Dame vermutete.

„Mein Name ist Graby — Ihr Herr Vater hat mir persönlich und schriftlich die Erlaubnis erteilt, mich auf seinen Jagdgründen zu tummeln.“

Während er sich in dieser etwas ungewöhnlichen Weise vorstellte, versuchte er, den immer noch in seiner Kopfhaut stehenden Angelhaken loszumachen, riß sich aber dabei noch die Hand blutig.

Die helle Mädchenstimme hinter ihm rief ihm zu: „Machen Sie die Augen zu, ich will den Haken entfernen. Sie verletzen sich ja immer noch mehr.“

Gehorsam schloß er die Augen und biß die Zähne zusammen; denn obwohl es zarte Mädchenhände waren, die sich mit seinem Haupt beschäftigten, tat es dennoch weh, als sie den Widerhaken entfernten.

„Oh Gott, oh Gott“, murmelte die Baroness dabei fortwährend, „warum sind Sie aber auch hierher gekommen!“

„Ich war nicht auf einen mörderischen Ueberfall gefaßt“, antwortete er kläglich die Augen fest zukneifend. „Haben Sie meinen Fisch ins Wasser gehängt?“

„Ja, ja, er ist im Netz — so, jetzt will ich Ihre Wunde verbinden. Geben Sie mir Ihr Taschentuch.“

„Unmöglich, das brauche ich selbst.“

„Nun, so werde ich das meinige nehmen. Wenn Sie verbunden sind, dann, bitte, kommen Sie durch den Park ins Schloß; mein Vater ist zwar ein Einsiedler, da Sie ihn aber kennen, möchte ich doch, daß Sie ihn begrüßen.“

Während sie so sprach, hatten ihre Hände stilk und geschickt einen tüchtigen Verband auf seine Kopfwunde gelegt.

Ein eigentümliches Gefühl von Wohlbehagen durchschielte Hans; es wurde so stark, daß er hinter sich griff und die beiden Hände festhielt, die ihn erst verwundet und dann verbunden hatten.

„Ich danke Ihnen“, rief er aus. „Und ich werde kommen. Sie sind doch Fräulein Irene von Hellhof — nicht wahr?“

Die junge Anglerin entfernte sich und rief aus einiger Entfernung zurück: „Ja, ja, die bin ich.“

Hans sprang auf, nahm sein Netz aus dem Wasser, schüttelte sein Angelerd und strebte eilig dem Schloß zu.

Hans wachte nicht, ein wie starker Fittor das Mitleid im weiblichen Herzen ist; ebenso wenig wachte er, daß der alte Herr in den zwei Jahren mehr als einmal von ihm gepörselt und den Wunsch geäußert hatte, seinen jungen Reiseführer einmal wiederzusehen.

Es war klar, daß in diesem Haus selten oder niemals Gäste kamen, denn

empfangen wurde Hans in der Halle von einem alten Mann, der eben sowohl Bauer als Kammerdiener oder Aufseher sein konnte.

„Nanu?“ rief er beim Anblick des Fremden aus. „Was wollen Sie denn?“

„Ich will Baron Hellhof besuchen. Das gnädige Fräulein hat mich bestellt. Wo befindet sich der Herr Baron?“

Das vierschrötige Faktotum wies auf eine Tür und sprach: „Da drinnen wird er wohl sein — sehen Sie mal nach.“

Schmunzelnd schlug Hans die angedeutete Richtung ein und stand gleich darauf in einem Raum, der zwar kein Salon, aber auch kein Wirtschaftszimmer, sondern offenbar nur irgend ein Durchgang war.

„Nur Mut“, dachte Hans bei sich und stieß eine zweite Tür auf.

Jetzt stand er in einem kahlen Zimmer, worin sich nur einige Regale, Tische und Wanduhrstücke befanden; aber weiter traute er sich nicht. Wartend blieb er mitten in dem Raum stehen. Nach einiger Zeit hörte er eine helle Mädchenstimme in einiger Entfernung rufen; die junge Dame suchte ihren Vater, diesen originalen, alten Herrn, von dem man in der ganzen Gegend erzählte, daß er trotz seiner Barberei, und seines Einsiedlerlebens zu lustigen Streichen aufgelegt sei.

Ein paar mal war es Hans, als hörte er in seiner Nähe ein Rascheln wie von Zweigen oder Habelspänen. Er achtete nicht weiter darauf, sondern trat an das Fenster, von wo man in den Garten blicken konnte.

Da öffnete sich hinter ihm die Tür und das Faktotum erschien. Der Mann ging quer durch den Raum und rief dem Fremden zu:

„Ich muß 'ne Klette Holz rausholen. Entschuldigen Sie.“

Er verschwand hinter einer der vier Türen, die in dieses Gemach mündeten.

„Aha“, dachte Hans. „Hier nebenan ist die Holzammer.“

Nebenan schien der alte Diener Selbstgespräche zu halten, denn Hans hörte deutlich, wie er jetzt sagte:

„Der Boden von dem vertrackten Korb hält ja nicht aus. Der ist schon ganz morlich.“

Darauf folgte einiges Gemurmel, dann erschien der Alte wieder, auf drei Rücken einen mächtigen Tragkorb schleppend. Schnaufend ging er einige Schritte weiter — and rief ängstlich dabei:

„Das bricht — das bricht —“ Und wirklich, es brach! Mit Donnerpolter führten aus dem zerreißen Boden des Tragkorbes ein Paar in dicken Filzparaffeln stehende Füße heraus, denen ein Rumpf und schließlich ein ganzer Mensch folgte, der mit samt dem Korb und dem Diener nunmehr in einem Haufen, überschüttet von Habelspänen und Kleinholz, auf den Boden hinstolperte.

„Altmächtiger“, kam es in dumpfen Stöhnen zwischen den Habelspänen hervor. „Du bist doch das größte Kindvieh welches die Welt trägt.“

„Na ja, Herr Baron“, antwortete der Alte, „das weiß ich schon lange.“

Hans stand am Fenster und hielt sich die Seiten vor. Wie in seinem Leben hatte er etwas Tomisches gesehen, als diese verunglückte Traglast. Dann eilte er mitten im Lachen auf den Baron zu, um ihm beim Aufstehen zu helfen.

„Na, ja“, rief dieser, in das Lachen einmündend, „nun haben Sie mich gleich in voller Glorie gesehen. Ich wollte mich erst menschlich machen, ehe ich Ihnen guten Tag sagte. Aber Sie hielten ja gerade Wache vor meiner Holzammer. Irene rief es mir vom Garten aus zu, welchen Besuch sie sich geangelt hatte. Nun kommen Sie und trinken Sie ein Glas Wein mit mir.“

Bald darauf sah Hans zwischen dem Baron und seiner schönen Tochter in dem beglücklichen Gartenlaube des Schlosses und erzählte von sich und seinem Schicksal, was der alte Herr nur irgend zu wissen wünschte.

Irene war noch tausendmal schöner als jene Bilder, die Hans so gut in der Erinnerung behalten hatte. Nur trug sie jetzt keinen Turnanzug, sondern ein reizendes weißes Kleid und war wunderschön friiert.

Als eine Stunde vergangen war, hatte der Baron Hans Graby als Vöglergast für die nächsten Wochen eingeladen.

Und als acht Tage vergangen waren, da hing Hans an einer noch viel fetteren Angel, als vorher im Park — er und Irene hatten, beschlossen, fortan jeden Jagd- und Angelpost gemeinsam zu betreiben.

— Quälerung. — Gardestantant der dem Schillerbenkmal. — Leider immer wenig Zeit für Literatur. Habe aber schadet, haben ja patenten Sag verpasst. Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben. — „Dante!“ — „Nurzen!“

— Mädchenabganten. — also dem Brautigam in Schokoladefabrikant? — Wie wunderbar ich das trifft! Denke dir: der meine ist Tunnelbau-Ingenieur, das ist doch gewissermaßen auch lustig!

Im Gerichtssaal.

Von Helene Warr.

„Bist du fertig, Frau? Die Braunen stehen vor der Tür.“

Sie ergreift Schirm und Handschuhe, den warmen Mantel für die Rückfahrt, und sie steigen die verschönderte Eichenstiege des alten Herrenhauses hinab, langsam, schweigsam, nur das schwarzseidene Kleid der jungen Gutsherrin knistert würdevoll.

Auf der Rampe im heißen Sonnenchein hält der Wagen, und alles Feierliche fällt von ihnen ab bei dem Rinderlärm, der sie umfängt.

Das tollt und jauchzt und ruft hurra und streicht mit sonnengebräunten kleinen Fingern sacht an der schwarzseidenen Pracht entlang.

Aber der Mann treibt zur Eile, die Pferde ziehen an und traben in schnellem Lauf der Nachbarstadt zu. Es ist ein hübsches Bild, sie so dahinfahren zu sehen, die zierliche Frau mit dem dunklen Kopf und den finrigen Augen, in denen phantastische Träume zu wehen scheinen, neben der kraftvollen Männlichkeit des großen, blonden Mannes.

Gelbe Raps- und wogende Kornfelder fliegen an ihnen vorbei, aber der sommerliche Segen läßt ihre Gesichter heute nicht aufleuchten.

Dem Mann, der auf seinen Aekern, auf seinem Gutshof besser Bescheid weiß als in der Stadt, ist der Gedanke an den gewiß dumpfigen Gerichtssaal so in tiefer Seele zuwider, wie der ganze Handel überhaupt, in dem sie heute die Ankläger sind.

Der Frau ist schon die bloße Erinnerung an das Mädchen, das ihr unbegrenztes Vertrauen mit schönem Unfand gelohnt, widerwärtig, heute aber, da sie der Unwürdigen gegenüberstehen soll, werden alle mühsam betämpften Regungen des Zornes und der Verachtung wieder lebendig in ihr.

Vor ihnen im Gerichtssaal liegt ein Haufen Gold- und Silbergeld. Sie kennen es wohl. Jedes Geldstück weiß ein mit einer Schere eingeritztes Kreuz auf, das sie gemeinsam gemacht, um endlich dem Dieb auf die Spur zu kommen, der sich immer wieder an dem Wirtschaftsgeld der Frau vergriff.

Beim Anblick der Gold- und Silberstücke durchlebt sie noch einmal das Entsetzen und die Empörung jenes Wintermorgens, an dem die hinzugezogene Polizei das gezeichnete Geld aus der altmodischen Holztruhe Marias hervorzog, und die das ohnmächtige Frauen, mit dem sie bis dahin wie zur Familie gehörig betrachtet wurde in das Gefängnis abführen sah. Heute soll abgeurteilt werden über die ungetreue Dienerin.

Trägt die Kühle im Gerichtssaal, die man nach der Sonnenwärme draußen doppelt empfindet, die Schuld, oder die Anwesenheit, der vielen Menschen, die junge Frau fühlt sich angstvoll bettelt. Sie sieht ganz verächtelt aus und blickt trotz suchend in das unerschrodene Gesicht ihres Mannes, das zu sagen scheint: „Nur zu, damit die Geschichte endlich einmal ihr Ende erreicht.“

Er drückt ihr ermutigend die Hand und nicht ihr zu, aber die Bellemung weicht nicht.

Jetzt wird die Beklagte hereingeführt.

Tief hat die Schuld das Mädchen niedergebeugt, oder ist es die Scham, die ihm das Haupt senkt?

Das Herz klopf der Frau plötzlich zum Zerbrechen, und ihr widerwilliger Jern wird in diesem Augenblick völlig verdrängt von dem ungeheuren Mitleid, das sie erfährt.

Ein schmudlos schwarzes, viel zu vollkommenes Kleid hüllt die abgemagerte Gestalt ein, das Haar, goldgelb wie die Aehren, ist starr und straff nach hinten gezerrt und in einem festen Knoten verflocht.

Die Frau starrt unwillkürlich nach, wo sie das selbe Haar schon einmal so unshön gesehen.

Ja, ja, das war es.

Der Gerichtssaal verschwindet, sie hört plötzlich wieder das knisternde Geräusch des Nachtlisches, von dem sie etwacht war aus tiefem, erquidem dem Schlummer, sieht, wie sie es damals noch halb im Traum getan, Marias blonden Kopf am Bett ihres todtranken Knaben sitzen, Stunden, Tage, Nächte lang.

So sah sie aus, das durch die erschöpfenden Nachtwachen ermattete Haupt vornüber geneigt, das Haar in fliegender Eile zusammengeknüpft.

Deutlich steht jede Einzelheit jener Zeit vor den Augen der erregten Frau, jener qualvollen Zeit, in der sie in gemeinsamer Todesangst für das Leben des Kindes gestritten.

Ihre Augen vermögen sich nicht loszureißen von der zusammengesetzten Gestalt des kleinen Mädchens.

Es ist, als ob die Angeklagte es empfindet, sie hebt plötzlich den Kopf, und ein düsterer, höherer Blick trifft die frühere Herrschaft, die gekommen ist, auszulösen gegen sie.

Die Verhandlungen nehmen ihren Anfang, das Protokoll wird verlesen. Auf die Frage, ob sie sich schuldig

bekenne, beharrt die Angeklagte in finstrem eigenfinnigen Schweigen.

Aus dem Protokoll hat man erfahren, eine wie gültige Herrschaft das Mädchen besessen, wie undverantwortlich es das in sie gesetzte Vertrauen getäußt.

Die junge Frau hört ihr und ihres Mannes Lob, das Aburteilen über das Mädchen wie im Traum.

Ihre Gedanken weilen noch immer in jener Zeit, in der es keine Freude an den Kindern gab, die das Mädchen da vor ihr nicht mit empfunden, und kein Leid, das es nicht mit getragen, tief wie die Mutter selbst. Und in dem Maße, wie die Vorzüge und Tugenden des Mädchens sich immer leuchtender von dem Hintergrund der Vergangenheit abheben, beginnt seine Schuld in den Augen der Frau zu verblaffen.

Alle die herrlichen Gaben des Mädchens, seinen Opfermut, seine mütterliche Liebe für die Kinder, hat sie hingegenommen wie etwas Natürliches, aber sein Unrecht, das einzige, das es ihnen angetan, das haben sie schnell zu ahnden gewußt.

Ein Gefühl der Beschämung kommt über die Frau.

Ihre Augen füllen sich mit Tränen, und so oft sie den umschleierten Blick auf der Angeklagten ruhen läßt, webt er einen Strahlentrang um das Haupt des schlichten Landmädchens. Ihre geschäftige Phantasie versetzt das blasse Mädchenbild in einen anderen Rahmen zurück, würdiger, schöner, als der jegliche es ist.

Sie sieht es vor sich im Kinderzimmer des alten Herrenhauses, umdrängt, umjubelt von der Rinderschar, den wilden Knaben auf dem geduldigen Rücken, die laufenden kleinen Mädchen zu seinen Füßen und in den sorglichen Armen.

Ein Zittern fliegt über die Gestalt der Frau und ein heißes Erschrecken bei der Aufforderung des Richters, den Vorgang noch einmal zu schildern.

Mit einer Stimme, die unsicher klingt, ob der ungewohnten Aufgabe, vor so vielen Menschen zu reden, beginnt sie ihren schüchternen Bericht.

Aber nach und nach wird ihre Stimme freier und es ist, als erhelle ihr silberner Klang den weichen, düstern Gerichtssaal, da sie die Vorzüge der Angeklagten zu schildern beginnt.

Als ob sie die Wirkung ihrer Worte erhöhen und mit der Finsternis des Raumes zugleich die der Latzerkreuzen möchten, so fluten jetzt die Sonnenstrahlen durch das hohe Fenster.

Das goldene Licht legt sich um Haupt und Gestalt der Sprechenden und gleitet weiter auch auf die schwächliche Erscheinung des Mädchens, ihren Ankläger unbarmherzig die Spuren enthüllend, die Leid und Kerklerhaft getragen, liebevoll jeden Zug des vergrämten Antlitzes hervorhebend, der ihnen durch die Gewohnheit lieb und vertraut geworden.

Mit der sonnigen Helle zugleich weicht der Rest der bestemmenden Befangenheit, immer wärmer, immer eifriger werden die Worte der Frau.

Von der Treue erzählen sie, die Maria einem jungen Burschen ihres Heimatsortes gehalten, dessen Armut noch immer das Hindernis ihrer Heirat gebildet, von dem bei Fremden im Schalten aufwachsenden Kind der beiden, dessen Unterhalt das Mädchen allein bestritt, von seiner sich alles entziehenden Sparfamkeit.

Sie vergeßt den weiten Raum, dessen düstere Feierlichkeit sie erschreckt hat, vergeßt die Richter, die Geschworenen und alle die aufstehenden Menschen, sie denkt nicht einen Augenblick daran, was wohl der Mann ihr zur Seite zu seiner törichtsten Frau sagen wird, mit klingender Stimme, mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen führt sie fort:

„Was die Angeklagte nahm, kam ihr zu für die treuen Dienste, die sie unserm Hause geleistet hat, nein, es war viel, viel zu wenig dafür.“

Daß sie es heimlich nahm, war ihr Vergehen, aber das meine war größer, das fühle ich jetzt in diesem Augenblick, denn ich, jung und unerfahren, ließ die Kräfte und Kräfte offen vor ihr, der Darbenden, stehen.

Wenn sie unterlag und etwas von dem Ueberflut, der sie umgab, in ihre armen, leeren Hände leitete ich, mein ist die Schuld, denn ich — ich führte sie in Versuchung!“

Während der Erregung hat sie die Worte hervorgezogen, atemlos, in innigem, bittendem Ton ruft sie aus: „Ich stehe den hohen Gerichtshof an, selbst mir, mein Unrecht wieder gut zu machen, spreche die Gesangene frei!“

Wie ein Aufschrei erfüllt das Wort den Saal.

Hochauferachtet steht die Frau da, im tiefen Schweigen der großen Versammlung, inmitten der warmen Sonnenstrahlen, die ihr noch immer Mund und Wangen küssen, noch immer das goldene Verbindungsband weben zwischen ihr und der Angeklagten.

Und während sie so emsig schaffen, durchglühert plötzlich die tiefe Stille sich unterbrechend, ein Schrei den Raum, ein erschütternder Aufschrei der Erlösung, der Abbitte, des Eingekleidetes zugleich:

„Vergib mir!“

Die gefalteten Hände gegen die Frau vorgestreckt, sinkt die Angeklagte ohnmächtig zu Boden.

Sie hört nicht den milden Richterpruch, nicht den den Gerichtssaal durchbrausenden Jubel, der beweist, daß der töpische Funten von reinster Menschenliebe, den ein jeder tief in der Brust verborgen trägt, zur Flamme geworden, da die rechte Kraft kam, ihn zu entzünden.

Die junge unerfahrene Frau hat sie gehabt, und der große, blonde Mann hält ihre warme Hand fest in der seinen, als sie in glücklichem Schweigen an den leis rauschenden Strom- und den goldgelben Rapsfeldern vorüber zurückfahren durch die mondhele Sommernacht.

Autographensammler u. Schreibmaschine.

In einer literarischen Zeitschrift plaudert ein Bibliophile über das Sammeln von Autogrammen, wobei er zum Schluß folgenden Zukunftsaussicht gibt: Ein kluger Mann hat einmal von der Autogrammdämmung gesprochen, die die Schreibmaschine herbeiführen muß, wenn immer mehr von den bedeutenden und berühmten Persönlichkeiten der mit der Maschine angefertigte Brief, das „Apperitring“-Manuskript, bevorzugt werden werde. Wie die Schreibmaschine selbst jedoch in ästhetischer und technischer Hinsicht noch manche Zukunftsmöglichkeiten bietet (es sei nur an die künstliche Vervollkommnung der Schreibmaschinenschrift und an die Lösung des Geheimchriftsproblems durch die Schreibmaschine erinnert), so wird auch der Selbstschriften-Sammler der Zukunft den Schreibmaschinenschriften mancherlei abgewinnen können, wovon wir jetzt noch nicht denken. Abnuzungen im Gebrauch, Systemveränderungen und ähnliches geben der modernen Kriminalistik bereits allerlei Beweismittel, die zeigen, wie auch die Schreibmaschinenschrift sehr große Verwickelheiten bedingt, individuelle Züge haben kann, die auf Schreibgewohnheiten beruhen.

So werden denn die Autogrammsammler der Zukunft auch ein Sammelsystem für die Schreibmaschinenschriften entwickeln und die ersten Appendixe von der ältesten Schreibmaschine des berühmten Mannes nach Gehör schägen, den Durchschlägen einem verminderten Wert beilegen, den Abzügen mit eigenhändigen Verbesserungen aber einen erhöhen. Und wie die Forschung unserer Tage sich aufs eingehendste mit den irdischen Wuslen der alten Dichter beschäftigt, so wird die der Zukunft das „type writing girl“ nicht unbeachtet lassen. Der blinde Milton, der seinen Töchtern „Das verlorene Paradies“ diktieren, Goethe, die Hände auf dem Rücken in seinem Arbeitszimmer auf- und niederreitend, während sein Sekretär John am kleinen Tische mit der Feder in der Hand schreibend seinen Worten folgt, sind in den illustrierten Literaturgeschichten der Gegenwart keine ungewöhnlichen Bilder. Warum sollten in denen der Zukunft nicht neben den Bildnissen der Dichter die Lieblingsstenotypistinnen stehen dürfen?

Der meinelidliche Dolus.

Ein hiederer Lanomann aus einem kleinen Orte in Westfalen — so wird aus Dortmund berichtet —, führte bei dem Oberlandesgericht einen Prozeß wegen Auflösung eines Kaufgeschäfts. Er verlor ihn, da nachgewiesen wurde, daß er seinen Vertragsgegner bei dem Kaufabschluß durch Verschweigen wesentlicher Mängel arglistig getäußt, also dolos gehandelt hatte. Beim Lesen des schriftlichen Urteils, das dem Bäuerlein von seinem Anwalt zugesandt wurde, war ihm die Erwähnung des „Dolus“ höchst auffällig, der wohl, wie er herauszufand, für die Entschädigung ausschlaggebend gewesen sein mußte. Daß er selbst diesen Dolus geschaffen hatte, davon hatte er jedoch keine Ahnung. Er glaubte vielmehr, daß der Dolus ein Zeuge sei, der unglücklich für ihn ausgesagt und dadurch den schiedlichen Ausgang des Prozesses herbeigeführt habe. Diesen Dolus, den Schuft, will ich meinelidig machen“, so äußerte er sich zu einem ihm befreundeten Nachbar. We sagt, getan. Mit der ausgesprochenen Absicht, den Dolus bei der Staatsanwaltschaft wegen Weinelides zur Anzeige zu bringen, betrat er das Justizgebäude. Dort trat er dem ersten, ihm begegnenden Gerichtsdiener sein Anliegen vor, und dieser, ein Wigbold, erwiderte ihm an die zuständige Stelle, nämlich die Anwaltskammer der Staatsanwaltschaft. Hier wurde das Bäuerlein auf seinen Irrtum aufmerksam gemacht und belehrt, daß der böse Dolus der brave Landmann selbst sei. Stollens zog er sich, darauf mit den (hier ins Schriftliche überlegten Worten) zurück: „Die Herren schreiben auch besser deutsch, damit wir Bauern es auch verstehen.“

— Bedenklich. Gattin: „Karl, ich habe vorhin einen Deiner Liebesbriefe gelesen, in dem Du schreibst: Du hast nicht Deines gleichen auf der ganzen Welt.“

Gatte: „Der Meinung bin ich jetzt auch noch!“